

III. 39.

Ilse Dittmar

Badenweiler

Die Russin Sina hilft mit Lebensmitteln – bis sie wegbleibt

*Den Anfang des Zweiten Weltkriegs erlebt Ilse Dittmar in **Lübeck**. Ihr Sohn Jürgen ist, sie selbst ist wohl Jahrgang 1911. Dann Fliegeralarme, Kellerleben. Zwei Jahre später Umzug nach **Riesa**. Ihre Eltern leben in Leipzig, Bombenangriff, ihre Wohnung ist völlig zerstört. Von Riesa aus sehen die am 13.2.1945 **Dresden** brennen. 11.4.45: Stadt Riesa öffnet Lebensmittellager, 13.4.: Wohnung nach Angriff nicht mehr zu betreten. Ihr Mann ist Arzt, bleibt in Riesa, die Familie weicht aus nach **Poppitz**. Fliegeralarm. „Russen“ nahen. Flucht nach **Strehla** ins Schloss von Baronin Wurm. Dann wieder plötzliche Flucht mit dem Ehemann nach **Ganzig**, dann nach **Nebitzschen**, wo inzwischen die Patienten des Ehemanns untergebracht sind. Durchziehende Russen, Frauen verstecken sich. 8. Mai: Siegesfeier der Russen. Frauen und Mädchen werden dazu beordert. In Riesa geht eine Mutter anstatt der Tochter mit. Jede Nacht. Als die „Russen“ abziehen, nimmt sich die Mutter das Leben. Da Riesa sowjetisch besetzt ist, geht die Familie ins amerikanisch besetzte **Leipzig**. Schwieriger Übergang über die Mulde. Leipzig völlig zerstört. Über Nacht Abzug der Amerikaner. Einzug der Russen. Plünderalarm. Ihr Mann wird Chefarzt in einem Krankenhaus in Leipzig. 1953 Flucht aus der **DDR** nach Westdeutschland.*

Am 13. April 1945 stehen wir mit Kindern und Luftschutzgepäck auf der Straße. Unser Haus ist nach einem Angriff nicht mehr bewohnbar. Das war das Ende des 2. Weltkrieges. Aber wie hatte er begonnen?

Den Anfang des Zweiten Weltkrieges erlebten wir in Lübeck. Ich schrieb damals in mein Tagebuch: „Jürgen wird in wenigen Tagen 3 Jahre alt, ebenso alt wie seine Mutter war, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Wir hoffen, dass dieser Krieg die Jugend unserer Kinder nicht so bedrückt und beschwert, wie es bei unserer eigenen der Fall war“.

Unser Leben veränderte sich nun mit einem Schlag. Totale Verdunkelung war angeordnet. Kein Schimmer durfte nach draußen dringen. Jürgen sieht bei den Vorbereitungen mit Interesse zu und ruf: „Mama schnipp-schnipp, Papa poch-poch!“ Doch als das erste Mal die Sirene geht, hält er sich erschrocken die Ohren zu: „nicht mehr tut-tut!“

Von nun an müssen wir jede Nacht den Keller aufsuchen, die Kinder werden geweckt, bei Kerzenlicht angezogen und hinunter getragen. Die Geschosse der Flak, die pausenlos im Einsatz ist, prasseln vor der Kellertür auf den Asphalt nieder. Das Baby ist noch nicht sehr beunruhigt und schläft schnell wieder ein. Doch Jürgen wird immer nervöser.

Die Menschen, die am 1. September 1939 die Rede Hitlers vor dem Reichstag im Rundfunk mit anhören, haben schon den Ersten Weltkrieg erlebt und überstanden. Nur im Gegensatz zu diesmal blieb Deutschland weitgehend unversehrt, da die Kampfhandlungen außerhalb der Grenzen stattfanden.

Überraschen konnte Hitlers Ankündigung niemand. Er hatte sich nicht heimlich eingeschlichen. Schon 1920 hatte er erklärt, er beabsichtige, „das Instinktmäßige zu wecken und aufzuputschen“. Es komme ihm auf die „Beeinträchtigung der Willensfreiheit des Menschen“ an. Er hielt seine Reden vorwiegend am Abend, denn „morgens und tagsüber scheinen die willensmäßigen Kräfte sich noch in höchster Energie gegen den Versuch der Aufzwingung eines fremden Willens zu sträuben“. Abends hingegen „unterliegen sie leichter der beherrschenden Kraft eines stärkeren Willens“.

In seinem Manifest „Mein Kampf“ (1925), einem Bekenntnis zu Vernichtung und Terror, hatte er nichts verschleiert und nichts beschönigt. In einer Rede vor dem Reichstag am 30.1.1939 sagte er: „Wenn es dem Finanzjudentum innerhalb und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“.

In den Straßen werden die Schilder „Juden unerwünscht“ durch „Für Juden verboten“ ersetzt. 1933 werden die ersten Konzentrationslager errichtet. Die Zahl der Häftlinge bis 1945 wird auf mindestens 8 - 10 Millionen geschätzt. Davon kommen mehr als die Hälfte in den Gaskammern um. Wenn in diesen Tagen der leidgeprüften Juden gedacht wird, sollte man nicht vergessen, der mutigen Mitbürger zu gedenken, die, obwohl Arier, sich freiwillig den Judenstern anhefteten, um ihre Solidarität mit den Ausgestoßenen öffentlich zu bekunden, womit sie sich selbst in Lebensgefahr brachten.

Zwei Jahre nach Ausbruch des Krieges zogen wir von Lübeck nach Riesa um. Den großen Angriff auf die wunderschöne Stadt Lübeck erlebten wir nicht mit. Unsere Freunde berichteten: „Der Grad der Zerstörung war unvorstellbar für jeden, der es nicht erlebt hat. Wer sich nicht aus der Stadt retten konnte, erstickte unter den Trümmern. Einst wird eine neue Stadt entstehen, die niemand von uns für Lübeck halten wird.“

Über einen Angriff auf Leipzig berichtet mein Vater: „Im Keller waren wir noch nicht sehr geängstigt. Bald wurde das Schießen lebhafter, und das Haus in seinen Grundfesten erzitterte. In das Getöse klang das Klirren von brechendem Glas, das Jammern der Menschen. Bei jedem neuen Einschlag duckte man sich unwillkürlich. Alle standen auf dem Sprung zur Flucht. Der Keller war mit Hausbewohnern und deren Habseligkeiten überfüllt. Ich hatte nur die notwendigen Papiere und ein paar Goldsachen eingesteckt. Die Glasfenster der Haustür und das Parterre waren zertrümmert. Der erste und zweite Stock am meisten mitgenommen. Die anderen kamen glimpflich weg. Das habe ich auch bei allen anderen beschädigten Häusern festgestellt. Als es etwas ruhiger geworden war, ging ich auch in unsere Wohnung. Licht durfte nicht eingeschaltet werden, weil die Verdunklung teilweise zerfetzt herabhing. Durch die zerschlagenen Fenster konnte man nun das haushoch lodernde Feuer und die anderen ferner liegenden Feuerstätten sehen. Ringsum blutiger Feuerschein. Die Zimmer voller Glasscherben. Bei jedem Schritt krachte und knackte es. Der Angriff dauerte nahezu eine Stunde. Nach drei Stunden vom Alarm gerechnet kam die Entwarnung.“

Wir atmeten erleichtert auf, dass wir so gnädig davongekommen waren. Bei uns sind nur 15 Scheiben zerknallt. Bei Seyfferts sind 19 Scheiben entzwei. Bei Rossberg ist die Decke des Erkerzimmers herabgefallen. Der Hauptschaden ist durch eine Sprengbombe entstanden, die neben Volckmar in ein Haus in der Platostraße niedergegangen ist, wo die Stufen ins Johannistal führen. Dieses Haus und ein Teil der angrenzenden musste geräumt werden. Die Erschütterung war ungeheuer. Wir dachten, es hätte uns betroffen. Die Front nach den Gärten sieht furchtbar aus. Auch die Buchhändlerbörse muss eine Sprengbombe getroffen haben. Die Verwüstung ist schlimm. Unser schöner Saal muss schwer beschädigt sein. Wie das Gebäudeviereck aussieht, könnt Ihr Euch nicht vorstellen. Von Volckmar ist das alte Haus an der Stephanstraße niedergebrannt. Das Feuer hat auch das Dach des Neubaus völlig zerstört. Die Innenräume sind zertrümmert. Die Keller stehen unter Wasser. Ungeheure Buchwerte sind vernichtet. Der ausgeworfene Schutt schwelt noch. An der Luft schlägt die Flamme wieder hoch und muss gelöscht werden.

Tag und Nacht wird gearbeitet. Die Straßen sind abgesperrt. Bei Seemann sind fast alle Fenster eingedrückt. Das Johannisstift sieht nach der Westseite schlimm aus. Die meisten Zimmer sind verlassen. Unsere Häuserfront zeigt dasselbe Bild. Selbst die Stiftsuhr hat es erwischt. Bei Reclam ist es wie bei Volckmar. Das angekohlte Papier liegt in der Kreuz- und Inselstraße weit über den Fußsteig 4 m hoch. Die Villa weiter unten gegenüber dem Kornmissionshaus ist im Oberstock total vom Feuer zerstört. Der Kindergarten in der Milchinsel hat das gleiche Schicksal erfahren. Bei I.I. Weber löschen und spritzen sie noch. Die Reste der Phosphorbomben sieht man noch im Hof. In der Sidonienstraße sind Häuser zerstört. Eine Buckdruckerei von Metzger & Wittich von Spreng- und Brandbomben vernichtet. Die Zeppelinbrücke ist zerschlagen.

Wie viele Menschen durch diesen Überfall in den Tod gegangen sind, werden wir wohl nie erfahren. Es gehen allerlei Gerüchte. Die Menschenwanderung nach den betroffenen Plätzen ist ungeheuer. Nur nach dem Johannisfriedhof (Ostplatz) nicht, weil dort ein Blindgänger liegen soll. Der Friedhof ist geschlossen. Vor Montag finden keine Beerdigungen statt. Ihr seht, wir saßen mittendrin im Kreis. Die Mutter wünscht, dass ich Euch erinnern soll, alte Metalltöpfe bei Alarm als Kopfschutz gegen Phosphor mitzunehmen. Natürlich muss darunter noch ein nasses Tuch liegen. Man kann sich die Kraft dieses Feuers nicht vorstellen. Immer mehr böse Nachrichten treffen ein. Die Großmarkthalle, eine Anzahl Güter in Leipzig, Häuser in Mölkau usw. haben gebrannt. In Stötteritz sieht es grausig aus von zerschlagenen Gebäuden. Auf dem alten Johannisfriedhof stehen Obdachlose bei ihren geretteten Habseligkeiten. Die Betten hängen auf der Mauer. An den Häuserruinen sah man Such-Anzeigen: „Hilde, wo bist Du? Wir leben“. - „Bewohner von Nr. 7 alle am Leben. Beim Roten Kreuz nachfragen“.

Am frühen Morgen des 4. Dezember 1943 erreicht uns ein Telegramm meines Vaters: „Nach einer schweren Nacht von Freitag zu Sonnabend unser Wohnhaus vollständig zerstört. Alles verloren, nichts gerettet. Obdachlos. Bis jetzt noch keine Lagerstätte, sonst aber beide gesund und unverletzt. Bitte anrufen 66737 im Sanitätsdienst, Rettungsstelle“.

Mein Mann fährt sofort nach Leipzig und holt die Eltern nach Riesa. Der schlimmste Angriff, den wir in unserem Luftschuttkeller verbrachten, galt der Stadt Dresden. Dieser 13. Februar 1945 bleibt unvergessen. Als wir gegen Morgen aus dem Keller kamen, sahen wir den lodernden Feuerschein des brennenden Dresden. Der Himmel war glühend rot. Ein dreifacher nächtlicher Angriff zerstörte die Stadt fast vollständig. Es starben in Dresden mehr Menschen als später in Hiroshima. Im Großen Garten suchten die Menschen Schutz vor den Bomben. Es war ein Faschingsdienstag. Niemand hatte mit einem Angriff gerechnet. Kinder in Karnevalskostümen befanden sich auf den Straßen. Auf dem Hauptbahnhof standen mehrere Kindertransporte. Staunend sahen sie den „Christbäumen“ zu, als plötzlich der Feuerhagel niederging. Im Zirkus Sarrasani forderten die Clowns unter Scherzen das Publikum zum Aufsuchen der Luftschuttkeller auf.

Was die Bomben nicht „schafften“, wurde durch Tiefflieger vernichtet. Mit Bordwaffen schossen sie auf die Menschenmassen, die sich am Flussufer und im Großen Garten vor dem Feuer in Sicherheit bringen wollten. Das Wasser aus den zerstörten Hauptrohren überflutete die Straßen und die Luftschuttkeller. Wegen der Seuchengefahr wurden auf dem Altmarkt große Scheiterhaufen errichtet. Dutzende von Polizeibeamten unternahmen hier den sinnlosen Versuch, die Menschen zu identifizieren. Am nächsten Tag wurden alle Ärzte aus dem ganzen Umkreis in die brennende Stadt beordert, um zu helfen, wo es noch möglich war. Mein Mann war mit im Einsatz.

Aus einem relativ kleinen Stadtkrankenhaus hatte sich eine Klinik mit 250 Betten entwickelt. Mein Mann war - oft ohne Unterbrechung - von morgens 7 Uhr bis 11 Uhr nachts (bei hoher Infektionsgefahr und kümmerlicher Ernährung) im Dienst. Allmählich gab es in Riesa keinen Arzt mehr, der nicht zum Kriegsdienst kommandiert wurde. Wegen einer vorangegangenen Tuberkulose wurde mein Mann nicht eingezogen. So musste er bald noch die Betreuung der Lungenfürsorge und die Funktion des Schularztes übernehmen.

Truppen der USA und USSR treffen sich bei Torgau an der Elbe. Himmler versucht Friedensverhandlungen mit den Westmächten, Hitler gibt den Befehl: „Verbrannte Erde“. Zerstörung aller lebenswichtigen Einrichtungen in Deutschland. Am 11. April 1945, unserem 10. Hochzeitstag, ließ die Stadtverwaltung die Lebensmittelspeicher öffnen und forderte die Bevölkerung auf, sich mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Am 13. April ging gegen 22 Uhr die Sirene. Wir waren bis 3 Uhr früh im Keller. Als die Entwarnung kam, konnten wir unsere Wohnung nicht mehr betreten. Die Garage hatte einen Volltreffer abbekommen.

Wir fanden zunächst Zuflucht im Krankenhaus. Schwester Edith nahm sich unser an. Am nächsten Tag brachte mein Mann uns nach Poppitz, einem nahe gelegenen Dorf, zu Frau Schreiber, einer Bäuerin, die seine Patientin gewesen war. Hier kampierten wir, in Decken eingewickelt, auf dem Fußboden, während mein Mann im Krankenhaus „Wache“ halten musste. Frau Schreiber bewirtete jede Nacht Flieger vom nahen Fliegerhorst mit Wein, Sekt und den ausgesuchtesten Speisen verschwenderisch.

Die jungen Leute waren besinnungslos betrunken und am folgenden Tag nicht einsatzfähig. Sie erreichten einen Aufschub ihres Feindfluges, indem sie sich in die Maschine setzten, sie kurz anfliegen und so manövierten, dass ein kleiner Schaden entstand. So waren sie mindestens für einen weiteren Tag frei. Frau Schreiber forderte mich auf mitzufeiern, was ich ablehnte.

Inzwischen waren die Russen so nahe gekommen, dass wir unbedingt weiterziehen mussten. Mit dem geliehenen Auto eines Kollegen brachte mein Mann uns nach Strehla ins Schloss. Baronin Wurm hatte sich bereit erklärt, uns aufzunehmen. In einem Flügel des alten Renaissanceschlösschens in Strehla war eine Kompanie Soldaten untergebracht. Wir „wohnten“ im Prunksaal mit spiegelblankem Parkett und gewaltigen Kristall-Lüstern. Durch die breite Fensterfront beobachteten wir, wie sich der Himmel durch die Explosion des Munitionslagers Zeithain in ein einziges Feuermeer verwandelte, während die „Christbäume“ mit ihrem weißgrünen Licht pausenlos die Bombenziele markierten. In einer Ecke des Saales legte ich die Kinder in Trainingsanzügen auf ein provisorisches Lager. Ich saß an der Schmalseite der „Fest“tafel und blickte hinaus in den Feuerschein.

Am 20. April fand auf dem Schlosshof noch ein Appell statt, an dem auch wir teilnehmen mussten, um Hitlers Geburtstag zu „feiern“. Niemand ahnte, dass er sich zu diesem Zeitpunkt schon im Bunker der Reichskanzlei verborgen hatte.

Eines Nachts, als die Sirene ertönte, stürzte mein Mann in den Saal und trieb uns zu höchster Eile an. Wahllos ergriffen wir ein paar Koffer und folgten ihm zum Wagen. Und nun begann eine wilde Fahrt durch Tiefflieger, Flakgeschosse und Bomben. Schlimmstes Hindernis waren die Panzersperren, die uns nötigten, über Wiesen und Feldwege zu fahren. „Köpfe ducken“, riefen wir den Kindern zu. Doch das war eigentlich sinnlos, denn von rechts und links prasselten die Geschosse um uns herum.

In dieser Nacht nahm uns Bauer Römisch in Gansig auf. Er weckte Frau und Kinder. Sie überließen uns ihre warmen Betten. Am nächsten Morgen bestand ich darauf, mit nach Riesa zurückzukehren, um dort gemeinsam das Ende abzuwarten. Doch es gelang nicht, bis dahin vorzudringen. Die Landstraßen waren verstopft. Ganze Kolonnen von Frauen, Kindern und alten Leuten waren mit Hand- und Kinderwagen aus der Stadt geflohen. Sie hielten uns an und warnten vor einer Rückkehr. „Die Russen haben die Stadt eingenommen, das Krankenhaus besetzt“. Nun beschlossen wir, nach Nebitzschen zu fahren, wohin die Patienten aus Riesa evakuiert worden waren.

In dem kleinen Ort Hartha fanden wir zur Sperrstunde ein leer stehendes Haus. Der Ort hatte sich, wie man uns sagte, am Tage vorher „ergeben“. Doch plötzlich begannen die Straßenkämpfe aufs Neue. Hartha lag über vier Stunden unter Artilleriebeschuss. Während des Angriffs stieg ich unter ohrenbetäubendem Getöse aus dem Keller in die verlassene Küche, suchte nach Lebensmitteln und kochte uns eine Kanne Kaffee.

Früh um 7 verließen wir Hartha und erreichten noch am Vormittag endlich Nebitzschen. Ärzte und Schwestern hatten uns schon erwartet und versorgten uns mit einer warmen Mahlzeit. Es waren genügend Lebensmittelvorräte da. Für ein Nachtlager war auch gesorgt. Allerdings fanden nur die Kinder Ruhe. Die Frauen, Schwestern und Arztfrauen, mussten sich jede Nacht vor den durchziehenden Russen verstecken. Die Männer übernahmen in der kleinen Gaststube die Wache. Feindliche Truppen machten Halt am Dorfbrunnen vor dem Gasthaus. Sie durchsuchten grölend die Räume. An den schlafenden Kindern schlichen sie leise vorbei und betrachteten sie mit einem gerührten Lächeln.

Die Frauen flüchteten auf ein Feld hinter dem Haus, wurden aber von den Soldaten, die die Gegend mit Scheinwerfern absuchten, schnell entdeckt. So mussten wir uns nach einem anderen Versteck umsehen. Wir verbargen uns hinter einem hoch aufgerichteten Holzstoß, der auf der Rückseite hohl war. Dort warteten wir ab, bis die Männer das Zeichen der Entwarnung gaben. Ursel feierte in Nebitzschen ihren 6. Geburtstag, bekam eine Haarschleife und eine Kerze geschenkt.

Inzwischen verschlechterte sich die militärische Lage in Berlin weiter. In der Nacht zum 29. April hatte Hitler in der Reichskanzlei Eva Braun geheiratet. Trauzeugen waren Goebbels und Martin Bormann. An dem Festessen nahmen die Generäle Krebs und Burgdorf, Goebbels und seine Frau, Bormann und Hitlers Sekretärinnen teil. Am 30. April erschießt sich Hitler im Bunker der Reichskanzlei. Eva Braun scheidet durch Gift aus dem Leben. Goebbels begeht nach Tötung seiner sechs Kinder mit seiner Frau Selbstmord im Bunker. Im Rundfunkbericht hieß es, Hitler sei „den Heldentod im Kampf an der Spitze seiner Truppe“ gestorben.

Am 8. Mai 1945: Waffenstillstand. In vielen Häusern werden weiße Fahnen ausgehängt. Die Russen ziehen in Mügeln ein. Sie melden sich über Lautsprecher und geben Befehle an die Zivilbevölkerung durch. Sie feiern ihren Sieg mit wüsten Festen. Deutsche Frauen und Mädchen werden dazu „beordert“. Das wird im Rathaus durch Anschlag bekannt gegeben. Jeden Abend zitterte die weibliche Bevölkerung in Erwartung russischer Soldaten. Man versperrte die Türen und löschte das Licht. Fensterscheiben wurden eingeschlagen, Türen eingetreten. Man hörte Schreie und Hilferufe. In ein Haus in Riesa war ein Russe gewaltsam eingedrungen und hatte die jüngste Tochter aufgefordert, mit ihm zu gehen. Da stand die Mutter des Mädchens auf, nahm die Hand der Tochter aus der des Soldaten und zog ihn aus dem Haus. Gegen Morgen kehrte sie zurück. Der Russe kam jeden Abend und holte die Mutter. Als die Truppe weiter zog, beging sie Selbstmord. Am 9. Mai tritt die Gesamtkapitulation in Kraft. Großadmiral Dönitz wird in Schleswig-Holstein gefangengenommen. Nach der Kapitulation Einteilung Deutschlands in vier Besatzungszonen und Berlin in vier Sektoren.

In Nebitzschen konnten die letzten Patienten inzwischen geheilt entlassen werden. Ärzte und Schwestern mussten sich nach einer anderen Bleibe umsehen. Aus Riesa kommen schlechte Nachrichten. Aber natürlich haben wir den Wunsch nicht aufgegeben, in unser dortiges Zuhause zurückzukehren. Mein Mann fährt mit dem Rad nach Riesa und erfährt, dass die Stadtverwaltung aufgelöst, das Krankenhaus

von Russen eingenommen ist. Wir beschließen, uns nach meiner Vaterstadt Leipzig abzusetzen, erstens, weil es zur amerikanisch besetzten Zone gehörte, zweitens, weil mein Mann sich an der Leipziger Universität bei Prof. Bürger habilitiert hatte.

Am 19. Mai, 6 Uhr, versuchen wir, zur Mulde vorzudringen. Ich nähte Armbinden, die uns das Aussehen eines Krankentransportes geben sollten. So ausgerüstet starteten wir, im weißen Kittel, mit Rote-Kreuz-Mütze gemeinsam mit Schwester Edith in Richtung Mulde. Wir wanderten den ganzen Tag (30 km) mit einem Handwagen, darauf das Luftschutzgepäck und obendrauf Ursel. Wir Erwachsenen zogen abwechselnd den Wagen. Jürgen fuhr auf einem Fahrrad, das aber nicht lange in unserem Besitz blieb. Alles ging gut. Nur ein Feldweg trennte uns noch von unserem Ziel. Da stürzten zwei Russen aus dem Gebüsch, richteten ihre Pistolen auf uns und befahlen: „Zur Kommandantura!“ Wir drückten ihnen unsere Vorräte in die Hand, und sie verschwanden ebenso schnell wie sie gekommen waren.

Zum Übersetzen über die Mulde war es nun zu spät, denn um 20 Uhr war Sperrstunde. Da mussten wir von der Straße verschwunden sein. Mühsam schlepten wir uns in das nächste Dorf und klopfen an einem Bauernhof an. Eine Frau öffnete und betrachtete uns misstrauisch. Als sie unsere Geschichte hörte, zog sie uns schnell ins Haus. Herr und Frau Dill überließen uns ihre Betten, behielten uns noch eine weitere Nacht da und halfen uns bei der Reparatur unseres Handwagens, der die letzten Kilometer auf den Felgen gelaufen war.

Ein Dorfbewohner hatte sich bereit erklärt, uns für Geld und gute Worte über die Mulde zu setzen. So machten wir uns bei Morgengrauen auf den Weg. Bei Dorna gelang uns die Überfahrt auf einem Boot, das überladen war. Das Wasser stand bis 2 cm unter der Bordkante. Alle Insassen verhielten sich mäuschenstill, um das Boot nicht zum Kentern zu bringen. Neben uns sank ein übervolles Floß. Die Menschen konnten sich retten, doch sie verloren ihre gesamte Habe.

Als wir das Ufer glücklich erreicht hatten, hielten wir uns für ausgemachte Glückspilze. Mit frischem Mut machten wir uns auf den Weg, um nochmals 30 km zu Fuß zu bewältigen. Doch die Kräfte ließen allmählich nach. Als endlich das Völkerschlachtdenkmal in Sicht kam, beschleunigten wir unsere Schritte, denn auch in der amerikanischen Zone gab es eine Sperrstunde. Man sieht das Denkmal schon aus weiter Ferne und glaubt, bald am Ziel zu sein. Aber das ist eine Täuschung, eine Art Fata Morgana. Unmittelbar vor 20 Uhr erreichten wir mit Müh und Not die Wohnung des Opersängers Albert Kunze, der uns nur eine Nacht Quartier geben konnte. Wir legten uns hungrig auf den Fußboden und schliefen sofort ein.

Sehr viel besser ging es uns bei meinen Tanten. Tante Doris wohnte mit ihren beiden verheirateten Töchtern in der Langestraße. Dorthin pilgerte ich am nächsten Morgen. Die Aufnahme von uns allen Vieren wurde ohne Bedenken sofort zugesagt. Zwar hatten schon die Tanten Mannschatz, die am

Täubchenweg ausgebombt waren, Unterkunft gefunden. Aber man stellte bereitwillig für uns ein Zimmer und vier Schlafgelegenheiten bereit.

Die Kinder leiden am wenigsten unter der neuen Situation. Sie freuen sich über das ständige Zusammensein mit Tanten und Cousinen. Die Erwachsenen versuchen, das Beste daraus zu machen. Zu essen gibt es kaum das Nötigste, aber die Nächte sind ungestört. Ein lang entbehrtes Erlebnis!

Nachdem die unmittelbare Gefahr nicht mehr bestand, begann ich nachzudenken. Seit Wochen hatte ich nicht zurückgeblickt. Ich war über die Landstraße gezogen, hatte an fremden Türen um Obdach gebeten, als sei es nie anders gewesen. Als ich den unversehrten Haushalt der Tanten sah, bekam ich Heimweh. Und es wurde mir bewusst, dass unsere Flucht hier nicht zu Ende war, sondern erst begann.

Dass ich meinen Verwandten ihr Zuhause „gönnte“, in das sie uns so großzügig aufgenommen hatten, steht außer Zweifel. Und doch trennte uns von nun an etwas ganz Entscheidendes: sie hatten ihre Heimat behalten, uns war sie verloren gegangen. Es war ein nie gekanntes Gefühl, so in der Luft zu hängen, und die Schwierigkeit, wieder Boden unter den Füßen zu bekommen, wuchs von Tag zu Tag. 9,6 Millionen nach Deutschland zwangsverschleppte Personen versuchen, in ihre Heimat zurückzukehren. 12 Millionen Deutsche waren ihrerseits als Heimatvertriebene auf der Flucht. 3 Millionen Menschen waren obdachlos. Jeder 2. Deutsche war nicht da, wo er eigentlich hingehörte.

Strenge Rationierung. Trotz weitgehender ausländischer Hilfe großer Mangel an Lebensmitteln und Bedarfsgütern. Der Schwarze Markt blüht. Täglich begab sich mein Mann auf Stellensuche, doch vergeblich. Noch immer musste er wegen einer Hauterkrankung jeden Tag behandelt werden, was in einer fremden Wohnung nicht leicht zu bewerkstelligen war. Auch in Leipzig war, wie schon in Mügeln, das Orgelspielen die einzige Möglichkeit, Kräfte zu sammeln. In der Nordkirche in Gohlis teilte er mit Professor Karl Straube den Vorzug, hier zu musizieren. Dem ehemaligen Thomaskantor stand, seit Prof. Ramin sein Nachfolger geworden war, die Orgel in der Thomaskirche nicht mehr zur Verfügung.

Um den Verwandten nicht länger zur Last zu fallen, suchten wir eine neue Bleibe. Frau Steckner, deren Mann in Stalingrad vermisst war, nahm uns gegen ein erschwingliches Entgelt auf. Ein kleines Zimmer und ein Verschlag ohne Fenster war unser neues Zuhause. Wir waren froh darüber, zumal Frau Steckner nichts Wirtinnenhaftes an sich hatte und uns unser Untermieterdasein erleichterte. Ich durfte in ihrer Küche schalten und walten. Auch persönlich war sie um mich besorgt. Eines Tages kommt sie ohne anzuklopfen freudestrahlend ins Zimmer gestürzt und schwenkt zwei Hüte in der Hand. „Da“, sagt sie, „einer ist von mir, den anderen habe ich meiner Schwester ausgespannt. Eine Frau Doktor ohne Hut, das geht nicht!“ Sie stülpte mir ein solches Ungeheuer auf den Kopf, trat einen Schritt zurück und betrachtete sichtlich zufrieden ihr Werk. Nun war ich verpflichtet, nur noch mit Hut „auszugehen“.

Schwester Edith hatte gleich nach unserer Ankunft in Leipzig eine Stellung im Ausländerkrankenhaus in Paunsdorf bekommen. Es war von Ausländern: Amerikaner, Polen, Franzosen und Italiener belegt. Dort wurde mit Lebensmittelvorräten so verschwenderisch umgegangen, dass sie mich an dem Überfluss teilhaben lassen wollte. Paunsdorf, ein Vorort von Leipzig, war nur mit einer bestimmten Straßenbahnlinie zu erreichen. Die Bahn fuhr nur in großen Zeitabständen und war ständig überbesetzt. Schon am Augustusplatz war sie hoffnungslos überfüllt. Ohne ein gewisses Maß an Hartnäckigkeit und Zivilcourage hatte man da keine Chance. Im Wagen befanden sich fast nur Ausländer, und es kamen an jeder Haltestelle immer neue dazu. Wenn man einen Platz auf dem Trittbrett ergattert hatte, musste man ihn an jeder Haltestelle neu erobern und verteidigen.

An der Endhaltestelle versuchte ich, mit möglichst gelassener Miene an der Kontrolle vorbeizukommen. Schwester Edith erwartete mich bereits ungeduldig, zog mich in ihr Zimmer. Zunächst fütterte sie mich mit allen möglichen Kostbarkeiten. Dann bepackte sie mich mit fest verschnürten Päckchen, die Butter, Marmelade, Kakao und Schokolade enthielten. Man musste sie so geschickt an meiner Kleidung verstecken, dass ich an der Pforte nicht auffiel. Der Kampf um die letzte Straßenbahn begann. Die Rückfahrt war womöglich noch gefährlicher. Wieder war die Bahn voll besetzt. Wenn man schon auf dem Trittbrett stand, wurde man wieder heruntergezerrt. Es kam aber auch vor, dass ein Fahrgast behilflich war und seinen Platz einräumte. Zu Hause angekommen, atmete alles auf, wenn ich wohlbehalten das Abenteuer gut überstanden hatte. Natürlich bekam Frau Steckner einen Teil von meiner Beute mit ab.

Die Stadt Leipzig sah grauenhaft aus. Die Armut war groß, überall Zerstörung und Chaos. An den Häuserruinen sah man Suchanzeigen. Am Bahnhof standen die Frauen und warteten auf Rückkehrer, geflüchtete Kriegsgefangene und Verwundete. Sie hielten die Fotos ihrer vermissten Söhne und Väter in der Hand, in der Hoffnung, etwas über sie in Erfahrung zu bringen.

Zu dieser Zeit entstand das „Fräulein-Wunder“. Trotz des Fraternisierungsverbots fanden sich zahlreiche Mädchen und Frauen, die - verachtet und doch „benedet“ - eine Freundschaft mit einem „Ami“ eingingen. Sie erhielten Schokolade, Zigaretten, Kaugummi im Überfluss, während sich andere damit begnügen mussten, Zigarettenstummel auf der Straße aufzusammeln. Überall sah man Frauen („Trümmerfrauen“) Grundstücke und Straßen von Schutt und Steinen räumen. Frauen halfen auch überall beim Aufbau, Lehrer und Schüler beteiligten sich an der Räumung des Schulgeländes.

Eine einschneidende Veränderung traf uns wie ein Donnerschlag: der Einzug der Russen in Leipzig. Überraschend waren sie gekommen, und ebenso überraschend waren die Amerikaner verschwunden. Es muss ein überstürzter „Abzug“ gewesen sein. Herausgerissene Kabel und viel Unordnung deuteten darauf hin, dass sie unvorbereitet die Stadt verlassen hatten.

An drei darauf folgenden Nächten war „Plünderalarm“ angesagt. Eine Sirene kündete abends den Anfang und gegen Morgen das Ende an. Es war Vorschrift, Haus- und Wohnungstüren nicht zu verschließen. Zu

zweit oder in kleinen Trüppchen kamen sie, rissen die Türen fast aus der Angel, tapsten von Zimmer zu Zimmer, durchsuchten die Schränke nach etwas „Brauchbarem“. Fanden sie nichts, verschwanden sie türeknallend. Wir atmeten erleichtert auf und warteten auf den Nächsten.

Meine Eltern waren zunächst in Riesa geblieben, da sie keine Kraft hatten, sich nochmals auf den Weg zu machen. Mein Vater hatte mehrfach versucht, sich Zutritt zu unserer zerstörten Wohnung zu verschaffen. Als es ihm gelingt, berichtet er: „Am 14.5. ging ich in die Wohnung Bahnhofstraße 30. An der Tür hing ein Schild „occupé“, aber die Räume waren verlassen. Fenster zerschlagen, die Jalousien zerfetzt. Als ich das Innere betrat, stand nur noch der eine Flügel, 7 Bücherregale mit Inhalt, 2 Betten, ein Tisch und das Buffet des Speisezimmers, der große Kleiderschrank, aber auseinander genommen, Küchenschrank und Küchentisch und ein paar Stühle. Iles und Euer Schlafzimmer total ausgeräumt, ebenso das Kinderzimmer. Der Inhalt der Schreibtische, in wüstem Haufen in Schmutz und Schutt mit allerlei Unrat durcheinander geworfen, bot einen trostlosen Anblick. Einen Teil wichtiger Schriftstücke haben wir herausgesucht. Die Bilder hängen fast alle noch unbeschädigt. Ein Teil der Bücher ist verschwunden. Der Orgelspieler Langer giert nach dem Bechstein-Flügel. Er trägt auch eine Binde. Ich werde nichts gegen ihn ausrichten können. Als ich deiner Freundin Margot alles zeigte, sagte sie unter Tränen: „Hoffentlich bleibt ihnen dieser Anblick erspart.“ Nicht die Russen haben das getan, aber was nach dieser Besatzung gekommen ist. Wie die Wohnung, so sieht auch der Keller und der Boden aus. Die vielen durchziehenden Menschen in schrecklichem Elend haben eine Unmasse Schmutz mitgebracht.

Wir sehnen uns nach Leipzig. Euer Brief vom 27.6. war die erste Nachricht von Euch und aus der Heimatstadt. Ich hatte schon viele Briefe an die Tanten, Onkel Max und Albert Kunze geschrieben, aber niemals eine Antwort erhalten. Die Boten haben wahrscheinlich versagt. Wir wussten durch Euren Freund K. Euren wahrscheinlichen Weg, und ich hatte mir vorgenommen, diesen auch einzuschlagen, aber die Hindernisse waren zu groß. Schnaps kann ich leider nicht auftreiben. Es ging hier seit Sonntag die Rede, die Sperrmaßnahmen seien gelockert. Als nun Euer Brief kam, war es beschlossene Sache für mich, noch diese Woche zu reisen, natürlich noch ohne die Mutter. Wir waren so glücklich und hoffnungsvoll, dass wir die ganze Nacht vor Freude nicht schlafen konnten. Am Freitag war ich in Wurzen, kam aber nicht über die Mulde. Morgen soll dort alle zwei Stunden die Sperre geöffnet werden. Dann wäre ich bald bei Euch, um alles zu besprechen.

Meine liebe Ilse, es gibt viele tausend Menschen, die noch mehr verloren haben als Ihr und sich durchkämpfen müssen. Wenn Ihr gesund bleibt, werdet Ihr auch diese Zeit überstehen. Ihr habt das Leben noch vor Euch. Nicht verzagen! Alles fließt! Ihr dürft nicht rückwärts blicken. Wir sind mit unseren Gedanken bei Euch. Grüßt und küsst Ursel und Jürgen von uns“.

Von Schwester Edith hatte ich nichts mehr gehört. Als ich mich telefonisch nach ihr erkundigen wollte, war eine Frau am Apparat, deren Stimme ich nicht kannte. Auf meine Frage antwortete sie, dass ihr keine Schwester Edith bekannt sei. Sie sei erst einige Tage hier. Amerikaner seien nicht mehr da, nur Russen.

Bevor ich mich bedanken und auflegen konnte, fragte sie: „Sind Sie eine alte Frau?“ - „Nein, nicht sehr alt.“ - „Eine junge Frau?“ - „Mitte dreißig.“ - „Haben Sie Kinder?“ - Ich bejahte. „Dann kommen Sie doch einmal nach Paunsdorf. Ich habe mir vorgenommen, einer deutschen Frau und ihren Kindern zu helfen. Kommen Sie, ich werde Ihnen etwas zu essen mitgeben. Sie dürfen aber nicht ins Haus kommen, die Kontrolle lässt Sie nicht durch. Ich stehe auf der linken Seite des Zauns und habe eine kleine schwarze Wachstuchtasche in der Hand“. Sie nannte Tag und Zeit, verabschiedete sich und überließ mich meiner Verblüffung.

Zur vereinbarten Zeit fand ich mich in Paunsdorf ein und entdeckte ohne Schwierigkeiten eine junge Frau, die eine schwarze Einkaufstasche trug. Es waren wenig Menschen auf der Straße. Alle, die mit mir die Bahn verlassen hatten, liefen zielstrebig auf das Eingangstor zu und beachteten uns nicht. Sie war nicht besonders hübsch, aber auf keinen Fall hässlich. Sie sah sehr freundlich, sehr vertrauenserweckend aus. Wir nickten uns kurz zu und gingen ein paar Schritte dem Wald zu. Erst als wir außer Sichtweite der Passanten waren, gaben wir uns die Hand.

Nach kurzem Schweigen begann sie: „Sie haben sich sicher gewundert über das, was ich Ihnen am Telefon gesagt habe. Es ist vielleicht nicht ganz verständlich, dass ausgerechnet ich den Kontakt zu den Deutschen suche. Mein Vater war Russe, meine Mutter Deutsche. Sie beide, meine sechs Geschwister und mein Verlobter sind in diesem Krieg durch Deutsche ums Leben gekommen. Ich bin Krankenschwester, Schwester Sina, und wurde nach Deutschland geschickt, um hier im russischen Krankenhaus Dienst zu tun. Ich empfinde keine Rachegefühle. Menschen, die hungern, vor allem Kindern, würde ich gern helfen“.

Mit knappen Worten schilderte ich ihr unsere Situation. „Wir wollen dieses Treffen nicht zu lange ausdehnen“, sagte sie, „wir dürfen nicht auffallen“. Vorsichtig zog sie eine Tüte mit Lebensmitteln aus der Tasche, auf die sie zur Tarnung einige Wäschestücke gelegt hatte. Bevor wir uns verabschiedeten, nannte sie einen neuen Termin. Als ich in der Krokerstraße ankam und wieder mit Frau Steckner teilen wollte, gab es eine kleine Verstimmung. Sie bestand darauf, dass die Russen unsere Feinde seien und sie von einem Feind nichts annehmen wolle. Ich hatte Mühe, ihr klarzumachen, dass ja die Amerikaner ebenfalls unsere Feinde waren. Wir sollten uns an der vorbildlichen Gesinnung von Schwester Sina ein Beispiel nehmen, die in uns nicht den Feind, sondern den Menschen sieht.

Von da an trafen wir uns mehrfach. Schwester Sina ging immer mehr aus sich heraus. Sie war froh, einmal über persönliche, menschliche Dinge sprechen zu können. Sie erzählte von ihrer Heimat, ihrer Familie, ihrem Verlobten, und sie bat mich, das gleiche zu tun. Es war ihr deutlich anzumerken, wie gut ihr diese Gespräche taten, die mit jedem Mal ein wenig länger wurden. Eines Tages fragte sie mich: „Könnte ich Sie nicht einmal besuchen? Ich würde so gern wieder einmal eine Stunde in einer richtigen Familie verleben“.

Ich sagte erfreut: „Wenn das möglich ist, würden wir uns sehr freuen“. - „Möglich ist es eigentlich nicht. Aber wenn ich nicht lange bleibe, merkt es hoffentlich niemand“. Sie bat mich, sie am nächsten Tag am Augustusplatz abzuholen. Ich fuhr mit ihr zur Krokerstraße, wo ich, wenn auch mit bescheidensten Mitteln, eine kleine Kaffeetafel vorbereitet hatte. Sie genoss es, Mittelpunkt einer kleinen Familie zu sein. Es war nicht von Krieg, nicht von schweren Zeiten, nicht von Sorgen die Rede, sie sprach mit den Kindern, unterhielt sich mit meinem Mann, und sogar Frau Steckner konnte ich überreden, ein freundliches Wort an sie zu richten.

Die Zeit verflog viel zu schnell. Besorgt sah Sina auf die Uhr. „Ich muss jetzt gehen“, sagte sie traurig. „Darf ich wiederkommen?“ Auf ihre Bitte brachte ich sie bis zum Augustusplatz zurück, ließ sie aber allein in die Bahn steigen. Selbstverständlich hatten wir einen neuen Termin ausgemacht. Als ich am verabredeten Tag in Paunsdorf erschien, war keine Sina zu sehen. Ich wartete lange und stieg dann sehr beunruhigt in die Bahn, um zurückzufahren. Diesen traurigen Gang wiederholte ich mehrmals. Schwester Sina war nie wieder zu sehen, und ich habe niemals wieder von ihr gehört oder ein Lebenszeichen erhalten.

Schweren Herzens verzichtete ich darauf, Nachforschungen anzustellen, um ihr nicht noch mehr zu schaden. Denn dass ihr die Beziehung zu mir zum Verhängnis geworden war, stand wohl außer Zweifel. Es gibt Erlebnisse, die man vergisst, solche, die im Laufe der Jahre verblassen oder die allmählich an Bedeutung verlieren. Für die - kurze - Begegnung mit Schwester Sina trifft das nicht zu. Sie hatte am letzten Nachmittag zu mir gesagt, in den nächsten zehn Jahren möchte sie keine Deutsche sein.

Laut Statistik sind 24,4 Millionen Soldaten und 25 Millionen Zivilisten im Zweiten Weltkrieg umgekommen. Es starben in deutschen Lagern 10 Millionen Menschen, darunter 6 Millionen Juden. Etwa 1,5 Millionen Deutsche werden noch vermisst. In Westdeutschland gibt es 988 000 Witwen und 1,3 Millionen Waisen, davon 1,25 Millionen vaterlos, 20.000 mutterlos, 30.000 Vollwaisen. In Weimar führen die Alliierten die Weimarer Bevölkerung nach Buchenwald, um ihnen zu zeigen, was sich vor den Toren ihrer Stadt zugetragen hat. Durch Zwangsvereinigung von KPD und SPD wird die „Sozialistische Einheitspartei Deutschlands“ (SED) unter Einfluss der sowjetischen Besatzungsmacht in Ostdeutschland gegründet. Im Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozess werden zum Tode durch den Strang verurteilt: Göring, Ribbentrop, Keitel, Kaltenbrunner, Rosenberg, H. Frank, Frick, Streicher, Sauckel, Jodel, Bormann (in Abwesenheit), Seyß-Inquart. Zu lebenslänglichem Zuchthaus: Heß, Funk, Röder; zu 20 Jahren: Schirach, Speer; zu 15 Jahren: v. Neurath; zu 10 Jahren: Dönitz. Freispruch für Schacht, v. Papen, Fritzsche. Göring begeht Selbstmord.

Die Entnazifizierung beginnt. In Deutschland, besonders in Ost- und Mitteldeutschland, wurde Demontage der großen Fabriken angeordnet. In den großen Firmen (Siemens u.a.) werden Maschinen und Apparate abmontiert und auf Lastwagen verladen. Sie sollten nach Russland transportiert werden, doch selbst

dann, wenn sie ihr Ziel erreichten, was unwahrscheinlich ist, fehlten die Kenntnisse und Möglichkeiten, sie dort entsprechend zu nutzen.

Inzwischen hatten wir erfahren, dass in einem Krankenhaus bei Leipzig eine Chefarztstelle vakant ist. Eine Bewerbung wird wohlwollend aufgenommen. Es fehlt nur noch die Zustimmung des Landrats. Man forderte uns auf, ihm am Sonntagmorgen einen Besuch zu machen. „Sorgfältig“ gekleidet (soweit unser Flüchtlingsdasein das erlaubte) machen wir uns auf den Weg. Der Landrat, von Beruf Rohrleger, wohnte in einer winzigen „Kate“ im „1. Stock“, der über eine wackelige Treppe zu erklimmen war. Das „Haus“ gehörte dem Schwiegervater, einem Barbier, der im Hinterzimmer des Parterres seine Dorfkunden rasierte. Herr und Frau Landrat empfingen uns neugierig und luden uns mit der Bemerkung „Bei uns geht es ganz zwanglos zu“ zum Sitzen ein. Das amtliche Gespräch erledigte der Landrat mit ein paar kurzen Fragen.

Wir hatten nun so etwas wie eine neue „Heimat“ gefunden. Wir hatten eine (schlecht bezahlte) Stellung und eine Wohnung, aber nichts, was man hineinstellen könnte. Eine kleine Grundausstattung erstanden wir auf Kredit. Für uns beginnt nun ein einigermaßen normales Leben. Ursel wird in der Schule angemeldet, doch der Unterricht ist noch unregelmäßig und lässt sehr zu wünschen übrig. Für Jürgen beginnen die Vorbereitungen zur Aufnahme in den Thomanerchor und die Thomasschule in Leipzig.

Das (überstandene) Kriegsende garantiert nicht, dass wir nun für immer ein friedliches Leben führen können. Die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre waren zwar überwunden. Doch das zweigeteilte Deutschland bringt neue Probleme mit sich. So blieb uns nach Jahren des Wiederaufbaus das fluchtartige Verlassen eines heimatgewordenen Zuhauses und damit der Aufbau einer neuen Heimat nicht erspart.

Das ist ein Bericht, in dem Ängste nicht geschildert werden, weil man sie nicht schildern kann. Sie werden von der Generation der Erwachsenen und der der Kinder unterschiedlich, doch für beide unvergesslich empfunden. Fest steht, dass es nur einen Wunsch geben kann: Nie wieder Krieg! Und ebenso steht fest, dass dieser Wunsch nie in Erfüllung gehen wird.

Ilse Dittmar